

Wenn die Ohren Augen machen

Von Jürg Kindle

Auszug aus dem Referat anlässlich des Weiterbildungsseminars der EGTA Schweiz mit dem Komponisten und Gitarrenpädagogen Jürg Kindle

Das Notenbild zwingt uns dazu, den Musikprozess über das Auge zu beginnen. Das Ohr bleibt dabei sehr oft auf der Strecke. Eine kritische Betrachtung des Notenlesens und der heutigen Wissensvermittlung.

.....Tatsächlich müssen wir im Musikunterricht der Geschicklichkeit des menschlichen Körpers, wie auch dem Denkvermögen gleichsam gerecht werden und was vor allem wichtig ist, wir müssen in der Lage sein, die Balance zwischen diesen Zentren einzuschätzen. Auf der kognitiven Ebene muss jeder Lernschritt absolut verstanden sein, bevor ich weitere Schritte mache. Praktisch bedeutet dies, dass der Schüler jeden neuen Ton den er lernt solange anwenden, wiederholen, aufschreiben und üben muss, bis er ihn blattspielen kann. Nun dauert diese gründliche Vertiefung in der Regel sehr lange und so bleibt der Schüler entweder jahrelang in der Unterstufe stecken und sein motorisches Zentrum bleibt dabei unterfordert oder das theoretische Verständnis bleibt auf der Strecke und er wird ein akzeptabler Techniker. Das Ziel hier muss es sein, dass der Schüler, wo immer sein Wissensstand auch sein mag auf seiner entsprechenden Stufe bewusst ist und aus einer breiten Erfahrungspalette schöpfen kann. Demgegenüber darf aber eine langsame kognitive Entwicklung auf keinen Fall der motorischen Entwicklung des Schülers im Wege stehen.

Je mehr Noten ich selbst schreibe desto mehr relativiere ich die Wichtigkeit des Notenbildes. Die Schizophrenie beim Komponieren pädagogisch sinnvoller Unterrichtswerke liegt darin, dass ich in erster Linie dem Schüler Musikalität

vermitteln möchte und damit sein Gehör und die Emotion für das Musikstück herausfordern will, dies aber mit dem Notenbild ausgerechnet über das Auge vermitteln muss.

Der Musiziervorgang

Schauen wir uns doch einmal die Komplexität des Musiziervorganges an. Kaum eine andere Tätigkeit fordert wohl von unseren drei Zentren, dem Denk- Fühl- und Bewegungsapparat eine perfektere Zusammenarbeit als der Vorgang des Umsetzens eines abstrakten Notenbildes in eine musikalische Empfindung. Was passiert nun mit dem Musizierenden während dieses komplizierten Vorganges? Am Anfang steht das Auge, ganz nach aussen gerichtet fixiert es das Notenbild und meldet diesen Sinneseindruck an die Hauptzentrale, das Gehirn. Dieses wandelt die abstrakten Signale blitzschnell in einen motorischen Code um und gibt via Nervenimpulse den Bewegungsbefehl an die beim Prozess des Musizierens beteiligten Muskeln weiter. An dieser Stelle erst geschieht das, was wir Musik spielen nennen. Sie sagen sich vielleicht, damit sei der Prozess abgeschlossen. Weit gefehlt, denn dieser beginnt in Wirklichkeit erst an dieser Stelle. Wir haben es nämlich sträflich unterlassen, das beim Musizieren wichtigste Organ in den Prozess mit einzubeziehen, nämlich das Ohr. Jetzt erst erfährt der Musizierende einen akustischen Sinneseindruck. Dieser wird auf der Grundlage früherer Sinneseindrücke und Sinneserfahrungen sofort interpretiert und eingeordnet als richtig oder falsch, schön oder hässlich u.s.w. Liegt eine Falschmeldung vor, beginnt der Prozess ab hier von vorne. Wir sehen also, dass beim herkömmlichen Umsetzen eines Notentextes das Ohr immer zuletzt mit einbezogen wird. In erster Linie geht es um die mechanische Entschlüsselung des abstrakten Notenbildes. Kein Wunder, dass dieses Entschlüsseln den Musizierenden so stark beansprucht, dass der Prozess beim Punkt der Tonerzeugung meistens schon aufhört.

Wie oben erwähnt, ist ein Mensch in der Lage, ein technisch anspruchsvolles Stück mechanisch abzuspielen, ohne sich je dabei selbst zugehört zu haben. Dabei bieten für den Musizierenden nur die Sinneseindrücke, welche durch sein Ohr empfangen werden die Grundlage für die Entscheidungskraft zwischen richtig und falsch, schön und unschön.etc.

Ich bin deshalb der absoluten Ansicht, dass die Musikalisation der Menschen die sich uns anvertrauen in erster Linie über die Schulung des Hörorgans stattfinden muss. Nur- das Ohr braucht Zeit, das Auge sieht schnell. Es ist absurd, dass in einer leistungsorientierten Gesellschaft, welche absolut visuell ausgerichtet ist sogar der Musikunterricht vorwiegend über das Auge stattfindet.

Wo bleibt die Musik?

Der Notentext hat mit der Musik sowenig gemeinsam wie der Mörder in einem Kriminalroman mit der Druckerschwärze. Die Noten sind lediglich die Trägersubstanz der musikalischen Idee, nicht aber die Idee selbst. Solange Musik mit dem Notenbild assoziiert wird kann sie nicht lebendig sein. Nicht die Musik wird als schwierig empfunden, sondern die Noten. Das Vor –und Nachspielen nach Gehör, das Abschauen, Nachahmen von Bewegungsabläufen sollte deshalb bei Kindern der Besprechung des Notenbildes vorausgehen, so wird nicht nur das Hörorgan geschult sondern gleichzeitig die musikalische Vorstellungskraft. Oft hört man dann bei der Präsentation des Notenbildes den erstaunten Schüler - Ausruf: "Was, so etwas schwieriges habe ich gespielt!"

Oft gewinnt man in Musikstunden den Eindruck, das Instrument werde zur Waffe mit der die Schüler gegen den Feind, das Notenbild ankämpfen. Bei diesem Prozess ist die ganze Aufmerksamkeit nach aussen hin gerichtet. Um wirklich zu musizieren müsste die Aufmerksamkeit aber nach innen gekehrt sein, mit anderen Worten: man sollte nicht Musik spielen sondern in diesem Moment zu dieser Musik werden.

Um es noch anders zu formulieren: Die Musik beginnt dort wo die Noten aufhören. Um auf das Beispiel mit dem Kriminalroman zurückzukommen. Die Handlung während des Lesens spielt in meinem Kopf, ich werde selbst zur Bühne, meine Emotionen entwerfen dabei Landschaften und Stimmungen. Jeder hat sich schon dabei ertappt, dass er gleich mehrere Seiten eines Buches gelesen und doch nicht gelesen hat. Genauso lässt sich das Reproduzieren eines Notentextes ohne Beteiligung des Menschen vollziehen. Lassen wir also den Vorgang des Musizierens beim Ohr beginnen. Einfach auf unseren Unterricht übertragen und auf einen Nenner gebracht heisst das, wenn der Schüler eine Phrase aus dem Gehör nachspielen kann und sie auch von einem anderen Ton aus transponiert spielen kann, habe ich die Gewissheit, dass sein Ohr beteiligt war, er sich demzufolge selbst zugehört hat. Erkunden sie in Ihrem Unterricht, wieviele Ihrer Schüler in der Lage sind, diese Aufgabe zu lösen. Wie oben erwähnt braucht das Ohr viel Zeit und so stehen wir mit unserem knappen Unterrichts- Zeitrahmen oft unter Druck, möglichst schnell ein hörbares Ergebnis mit dem Schüler erzielen zu müssen. Dies führt dann in den meisten Fällen zu einem visuell- mechanischen Unterricht. Demgegenüber müssen wir uns und unseren Schülern aber unbedingt die Zeit gönnen, in entspannter Atmosphäre Vor – und Nachspiel- sowie Transpositionsübungen zu machen. Nur so bringen wir die Schüler dazu, sich selbst zuzuhören. Auf dieser Grundlage erst macht es Sinn, das Notenlesen aufzubauen. Ich verspreche Ihnen, wenn Sie mit Ihren Schülern eine solide Basis in Rhythmus und Gehörbildung schaffen, werden Sie gleichzeitig phantastische Notenleser und Blattspieler haben.

Notenlesen- kein Problem!

Von der Nützlichkeit des Notenlesens muss ich sie ja wohl kaum überzeugen. Die Vorzüge guter Blattspielfähigkeit tragen wertvolle Früchte im Ensemblespiel und

beim Studium neuer Werke. Im Unterricht darf ein gründlicher Aufbau der Notenlesetechnik deshalb nicht fehlen. Dem Blattspiel muss unbedingt genügend Platz eingeräumt werden, denn ich lerne nur lesen, indem ich es tue. In erster Linie aber muss der Schüler die Logik des Griffbrettes durchschauen. Kein Instrument bietet sich so an wie die Gitarre, um die Ganz und Halbtonschritte sichtbar zu machen. Sobald ein Schüler die Stammtonleiter buchstabieren kann, ist er in der Lage, diese Stammtöne auf allen Saiten bis in die höchste Lage zu benennen. Die Erweiterung des Tonraumes muss in einer Griffbrettabelle peinlichst genau nachgeführt werden. Der Schüler braucht dieses Nachschlagewerk für seine musikalische Tätigkeit ausserhalb des Unterrichtes. Das wichtigste Ziel eines Musikunterrichtes sollte ja die Selbständigkeit des Schülers sein. Auf jeder Stufe sollte dieser in der Lage sein, selbständig auf seiner Stufe Stücke zu erarbeiten. Ein Schüler, der schlecht Noten liest, wird nie Spass haben, auf eigene Faust Stücke einzustudieren, er bleibt abhängig von den Fingersätzen und Hilfsmitteln der Lehrperson. Das Blattspiel soll losgelöst vom Repertoirespiel stattfinden und es sollte immer auf einem um mindestens eine Stufe niedrigeren Niveau als das Repertoirestück trainiert werden. Betrachten Sie das Blattspiel als eigene Disziplin, und achten Sie darauf, dass der Schüler hier seine Erfolgserlebnisse hat. Sie sollten hier einfach die Freude am lesen und die Freude am Zusammenklang im Duo zwischen Schüler und Lehrer wecken und oft beide Augen zudrücken wenn die Töne unsauber, der Rhythmus nicht ganz exakt ist und so weiter. Der Schüler wird es ihnen danken und auch bereit sein, Ihren hohen Massstab beim Repertoirestück anzunehmen. Um wirklich musizieren zu können, müssen wir die Schüler befreien von der Vorstellung, Musik heisse in erster Linie Notenlesen, und gerade deshalb darf das Notenlesen nicht zum Problem hochstilisiert werden.

Bildung ist, was übrig bleibt

„Bildung ist, was übrig bleibt“, sagt das bekannte alte Sprichwort. Für mich beinhaltet dieses Sprichwort die grundlegendste und tiefste pädagogische Weisheit. Stellen wir selbst nicht oft genug beschämend fest, wie wenig wir im Verhältnis zu unserer abgessenen Schulzeit heute noch im Stande sind zu reproduzieren. Würden Sie heute noch einmal die Aufnahmeprüfung in die Mittelschule oder gar in die Sekundarschule schaffen? Das menschliche Gehirn ist ein wunderbares Organ, aber es ist raffiniert genug, um möglichst schnell alle Informationen wieder los zu werden, die sein emotionales Zentrum nicht erreichen, wir sprechen dann vom Kurzzeitgedächtnis. Die ganze Lernkultur basiert auf der Abfüllung unseres kognitiven Zentrums oder zeitgemäss ausgedrückt, dem Füllen einer Festplatte ohne die Daten abzuspeichern. Ich möchte sogar soweit gehen und von einer bildungsgeschädigten Gesellschaft sprechen, die nicht mehr in der Lage ist, Lernen mit Lust und persönlicher Beteiligung zu verbinden. Bei der Musikausübung behindert diese Bildungsschädigung das natürliche Gleichgewicht zwischen kognitivem und emotionalem Zentrum. Musikalischer Ausdruck und Empfindung fordern die volle Anteilnahme des emotionalen Zentrums und damit die ultimative Hingabe des Menschen. Gerade die Emotion aber sträubt sich gegen jegliche Form der heutigen Wissensvermittlung und damit auch gegen das Notenlesen. Dieses Notenlesen aber bildet im Unterricht oft den Massstab zwischen Genügen und Nicht-Genügen. Das Nicht – Genügen wiederum bedeutet eine Verletzung für das Emotionalzentrum. Der Teufelskreis ist perfekt. Das schlimmste daran aber ist es, dass der Mensch selbst im Musikunterricht anhand seines schulmässigen Wissens bewertet wird und ich sage bewusst schulmässiges Wissen, weil tatsächliches Wissen den ganzen Menschen erfassen

würde. Das Wissen von dem unsere Gesellschaft spricht ist in Wirklichkeit nur Stoffvermittlung und es ist kein Wunder, wenn wir hier mit einem Wort aus der Drogenszene operieren, denn der Süchtige lebt ebenfalls in Abhängigkeit zu seinem Stoff obwohl er diesen selbst ablehnt. Die Dosis des Schulstoffes muss dauernd erhöht werden um dem Menschen das Gefühl zu geben, der Gesellschaft zu genügen. Das Problem aber ist, dass diese tägliche Bildungsmast von keinem Gehirn verdaut werden kann. Wir lernen ein Kapitel, machen eine Prüfung, vergessen den Inhalt dann um zum nächsten Kapitel zu gehen.

Haben sie sich auch schon beispielsweise über Mittelschüler gewundert, die strotzen vor Intelligenz und kurz vor ihrer Maturität stehen, aber nach sieben oder acht Jahren Musikunterricht noch nicht in der Lage sind, fünf Töne zusammenhängend vom Blatt zu spielen? Sie mögen wohl die besten Noten in ihren Zeugnissen haben und ihre Rolle auf der Bühne der Intelligenz blendend spielen. Wie ist aber diese Diskrepanz zu erklären? Wie oben schon erwähnt fordert das Musizieren wie wohl kein anderes Medium die volle Aufmerksamkeit des Bewegungs-, Gefühls-, und Denkkentrums sowie deren Verknüpfung. Demgegenüber kann der tägliche Stoff mit dem Denkkentrum alleine bewältigt werden. Ich möchte dies das eindimensionale Lernen nennen. Das eindimensionale Lernen hat nur kurze Lebensdauer, der Stoff „verdunstet“ in nur kurzer Zeit wieder. In Prüfungen und Tests wird lediglich dieses oberflächliche Kurzzeitgedächtnis abgefragt. Unser Lernverhalten heute ist bereits dermassen degeneriert, dass die einzige Rolle des Gefühlszentrum nur noch in der Ablehnung der Bildungsmast besteht. Lernen heisst quälen, Lehrer sind Täter, Schüler sind Opfer.

Spielend lernen

Wenn wir das Lernverhalten eines Kindes bei Schuleintritt beobachten, erstaunt dabei der natürliche Wissensdurst und die kompromisslose Lernbereitschaft. Natürlicherweise ist für das Kind dieser Altersstufe Lernen mit Lust verbunden, es will bedingungslos lernen. Beachten wir dasselbe Kind beim Eintritt in die Mittelstufe, fragen wir uns bereits, wo dieser Lerneifer geblieben ist, auf der Sekundarstufe dann wird die Schule bereits als lebensfeindlich erfahren, und wer eine Mittelschule besucht, macht den ganzen Unsinn noch zur Tugend. Warum aber dieser Abstieg der Lernlust im umgekehrten Verhältnis zum Aufstieg auf der Bildungsleiter?

Der Mensch lernt alle seine Lebensgrundlagen im Säuglings und Kleinkindalter durch Nachahmung, Empfindungen Spiel und Körpererfahrung. Im Kindergartenalter wird diesem Lernverhalten noch Rechnung getragen. Die hohen und berechtigten Erwartungen des Kindes bei der Einschulung werden aber schon bald enttäuscht, da es immer mehr auf die eindimensionale Lernfunktion reduziert wird.

Wenn wir sagen „Gitarre spielen“, „Klavier spielen“, „Geige spielen“ sollten wir das im wahrsten und kindlichsten Sinne so verstehen. Der Mensch möchte spielend lernen. Er möchte das Instrument mit derselben Leidenschaft erkunden wie einst die Puppenstube, den Sandkasten oder die elektrische Eisenbahn. Gerade dieser spielerische Umgang mit dem Instrument aber läuft Gefahr, unter die Räder zu kommen bei einem kopflastigen Musikunterricht. In unserer Lernkultur werden die Dinge zuerst benannt, eingeordnet und wissenschaftlich begründet. Vielleicht bleibt dann als Zückerchen zum Schluss noch ein wenig Zeit für eine kleine Erfahrung. Wenn wir uns vor Augen führen, welches geschickte Körpergefühl Kinder im allgemeinen haben wenn es um sportliche Leistungen geht und wie blockierend

demgegenüber die rationalen Anforderungen im Musikunterricht stehen, müssen wir uns ernsthafte Gedanken über Sinn und Zweck eines solchen Musikunterrichtes machen. Menschen lieben Sport aus Freude am Körper. Müsste sich der Fussballspieler vor einem Spiel Berechnungen über das Volumen des Balles, dessen Fluggeschwindigkeit und Anschlagswinkels sowie Wahrscheinlichkeitsrechnungen über den Ausgang des Spieles u.s.w. unterziehen, würde ihm wohl der Spass an diesem Hobby gründlich vergehen. Der Körper des Menschen ist in der Lage, grossartige Dinge zu vollbringen. Nehmen wir als Beispiel folgende Situation: Sie fahren durch ein Dorf und plötzlich rennt ein Kind vor Ihr Auto. Ihr Fuss betätigt das Bremspedal noch bevor Sie irgendeinen Gedanken gefasst haben. Sie stehen still und werden von den Emotionen überwältigt. Erst jetzt steigen Sie aus und erfassen mit Ihrem Kopf die Situation in ihrer möglichen Tragweite.....

Jürg Kindle ist Autor zahlreicher Lehrwerke für den Gitarrenunterricht. Mit seiner neuesten Gitarrenschule "klick" stellt er bisherige Unterrichtsmethoden in Frage und zeigt neue Wege zu einer ganzheitlichen Musikerziehung auf. Weitere Referatsthemen sowie das Gitarre - Werkverzeichnis des Komponisten sind unter www.guitarweb.ch/kindle veröffentlicht.

